

(Nachdruck verboten.)

19]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. Belle Grazie.

Vielleicht erriet Jürz ihre Gedanken. Denn als die Geigen eben zu einem neuen Tanz aufspielten, schnippte er mit den Fingern und schwenkte ihr die Mütze entgegen. „Wonn i irzt a auf a Weilerl zum Predal einigeh' — auslämma tuast m'r heunt nimmer!“ lachte er, „mirk' d'r 's!“

Damit ging er, um nach altem Brauch zuerst ein Glas mit feinem „Jahrgang“ zu trinken. Auch sonst war ihm das bißchen Kannegießerei in der Wirkstube gerade recht. Einige Bauern, deren Söhne studierten, bekamen heimlich allerlei Zeitungen und Drucksachen zugesandt. Die wurden an Sonn- und Feiertagen mit Andacht gelesen und hinter einem Glas Wein im Flüsterton besprochen. Es ging wieder einmal allerhand vor. . . „Z'Wan“ (Wien) und in der Welt draußen, da hieß es für den Bauer aufpassen, wenn er auch zurecht kommen wollte. Er hatte ja so lange geschwiegen und geduldet. Nun wurden heimlich auch diese Lippen beredt. Man mußte zwar acht geben, durfte nie zu laut werden. Denn der Predal war ein „Böhm“ und ein „roter Hund“ dazu.

Der Herr Pfarrer pflegte sich auch dann und wann zu den Alten zu setzen. Was aber die Bauern jetzt bewegte, taugte doch nicht für des Pfarrers Ohr. „Die vergeb'n an'm jo liaber olle sieb'n Todssünden,“ wie der alte Buchtäusler Birron sagte, „ols a bißerl Kurasch!“ Der Lorowitzer war zwar selbst ein Bauernsohn und wußte als solcher genau, was und wo es die Leute drückte, aber — das „herrliche G'wond“ trug er deshalb doch. Und da wußte man nie, aus welcher Falte dieses Gewandes zuletzt doch „der Herr“ sprang. Das Joch war schon unerträglich, das „Lautwerden“ aber konnte noch gefährlicher werden. Es war eine böse Zeit für den Bauer — so ein „Frühjahr, dem nit z'trau'n is.“

Jürz aber dachte wieder „justament!“ und ließ sich so breit und ruhig zwischen den ältesten Kameraden nieder, als gäb es auf der ganzen Welt kein „herrschastliches Arrest“ mehr. Als der Wirt ihm den verlangten Wein vorsetzte, merkte er wohl, daß der „Böhm“ ihm „nit ins G'sicht schau'n“ konnte. Also wußte er auch schon, daß Jürz heute wo anders sitzen sollte. Aber gerade das machte ihm Spaß. „Sollst leb'n, Predal,“ nickte er mal zu und leerte das Glas in einem Zug. Der Rote lächelte und ging weiter — leise, kaum hörbar, wie auf Raßensohlen.

Unterdes gab's vor der „Gütt'n“ ein großes Gedränge. Das gnädige Fräulein von Schönbach war vorgefahren und von den Musikanten mit einem Tusch begrüßt worden, den Dolette jedesmal mit zwei Dukaten bezahlte. Sie konnte sich doch nichts schenken lassen von den Lorowitzern! Die „ehrsüchtige Ansprach“ der „Kirrtagsknecht“ nahm sie mit einem huldvollen Lächeln entgegen, wobei ihre Gedanken und Augen ganz andere Wege gingen. Es interessierte sie, zu wissen, ob ihr neuer Reitknecht auch unter den Burschen stand, der schmuden Reihe der jungen Mädchen gegenüber, die sich heute „seh'n“ ließen. Freigebeten hatte er sich für den heutigen Tag. Nun ließ ihr Blick hinter ihm her und konnte ihn doch nicht finden! „Ach was,“ dachte sie, „wenn sie erst nur zum Tanz aufspielen, muß er heraus, wo er auch stecken mag.“ Und mit einem nicht eben freundlichen Ausdruck glitt ihr Blick zu den Dirnen. . . welche es ihm wohl antun könnte? Denen gegenüber würde er wohl weniger sehen und respektvoll sein, als er sich auf dem Schloß gab und auf den langen, einsamen Ritten, bei denen sie sich von ihm begleiten ließ. Ueberhaupt. . . warum sie so viel an den dummen Kerl denken mußte — selbst da? Ost war ihr, als müßte sie sich ins Gesicht schlagen, um wieder zur Besinnung zu kommen. Bergnügen war ja so gar keines mehr bei dieser „Adventure“. Nur dieser vage, eifersüchtige Drang, immer hinter ihm her zu sein! Was sollte denn zuletzt draus werden? Aber gar nichts, gar nichts! Er — verachtete sie einfach, obwohl er ihr Brot aß!

Wenn Dolette zum Tanz kam, trug sie immer ein schleppendes Kleid. Und legte ihr Tänzer den Arm um sie, nahm

sie mit der Rechten die duftige Schleppe empor, so daß auch die Hand, mit der ihr Tänzer sie führte, von dem weichen Geriesel der Spitzen und Bändchen eingehüllt wurde. Ost und oft schon hatte sie gemerkt, wie solch' eine derbe, braune Hand dann leise, ganz leise erzitterte — solch eine Hand, der keine Last sonst zu schwer war, kein „G'wond“ ein Erlebnis. Es mußte doch ein eigener Kitzel sein, der von diesen duftenden Spitzen und Falbeln ausging und die armen Kerle noch einmal so blöd und hilflos machte, als sie ohnedies waren. Die Bauerndirnen trugen auch beim Tanz bunte Röcke und schwarze Schürzen. Deshalb flatterte Dolette immer ganz weiß von ihrer Höhe herab. Nur ein rosiger Apfelzweig, den sie mit einem weißen Band zum Kranz geknüpft, nickte ihr in die Stirne. Rechts und links davon flatterten ihre Locken wie goldene Schmetterlinge um die weißen Schläfen. Schön war sie! Und hätte sie gewußt, daß ihr Reitknecht wie behext aus einer Stalluke hinter ihr hergeschaut, wie sie so über den Hof geschritten und dann in den Wagen gesprungen — sie wäre vielleicht noch einmal so schön gewesen! So lag eine Wolke leichten Nixmutes auf der feinen Stirn und ein trohiger Zug um den üppigen Mund, dessen Lippen wie zwei dunkle Rosen brannten.

„Was will ich denn — was will ich denn?“ dachte sie, als der älteste Bursch mit ihr zum Tanz antrat. „Jetzt steht da irgendwo mein Reitknecht und macht sich mit seinem Mäd'l lustig über mich. Ueber das „gnädige Fräulein, das mit dem Verwalter. . .“ Sie schloß die Augen, biß sich in die Lippen.

„Fr — njaul!“ schrillten die Geigen. Es sollten „Flageolettes“ sein, waren aber Töne, die sich wie das „Unisono“ eines nächtlichen Katerkonzerts anhörten. „Bin ich nervös geworden!“ dachte Dolette. Das war ihr früher nie aufgefallen, diese Mißlänge der Musik, zu denen man hier so fröhlich tanzte! Oder war es doch die Gesellschaft, die ihr plötzlich auf die Nerven ging? Der Bursch legte den Arm etwas fester um sie. In aller Ehrfurcht natürlich. „Wenn nun — er das wäre?“ dachte sie. Und plötzlich lief es ihr wie ein Geriesel über die Haut. Nein. . . die „Gesellschaft“ war es auch nicht. Nach ihrem — Reitknecht schrie ihr Blut! War sie toll oder —? Als sie die Augen wieder aufschlug, meinte sie eine Erscheinung zu haben. Er, den ihr Blick so fieberhaft gesucht, walzte gerade an ihr vorüber, eine dunkelhaarige Dirne im Arm — die Augen weiß Gott wo, nur nicht bei ihr.

Nein. . . für ihren Reitknecht war sie — Lust!

„Er verachtet mich,“ dachte sie aufs neue. Und gleich darauf: „Ob er mich beim nächsten Tanz nehmen wird?“ Vielleicht fehlte ihm doch auch der Mut dazu. Er war ja ihr Knecht! Wenn er aber sah, wie sie von einem Arm in den anderen slog. . . Wer weiß, vielleicht kam er dann doch!

Der nächste Tanz war ein Ländler. So lang als möglich plauschte Dolette mit dem Lorowitzer Pfarrer, nur um zu verhindern, daß ein anderer sie zum Tanze führe. Ein-, zweimal war ihr, als schliche der Bursch hinter ihr herum. Als sie sich aber wandte und die Musikanten zu spielen anhuben, trat er wieder mit derselben Dirne zum Tanz an. . . zwei Schritte vor ihr.

„Seine Liebste!“ dachte sie, und ein böser Blick slog nach der Dirne, die drall und wie hingeeben im Arm des schmuden Burschen lag. Und diesmal schien auch er sich seine Tänzerin genauer anzuseh'n. „Dis unter's Nieder!“ knirschte Dolette, die voll verbissener Wut immer wieder nach dem Paar schielte. „Was geh't's mich denn an?“ sagte sie sich in hochmütigem Trotz. Als die beiden aber im nächsten Augenblick an ihr vorbeiglitten, im lässigen Wiegerrhythmus des Tanzes, und der warme Atem der jungen Leiber wie etwas Körperliches ihr Antlitz streifte, hätte sie aufschreien mögen in eifersüchtiger Qual. Als wäre diese heiße Dunstwelle ein Teil seines Selbst, das sich vor ihren Augen auflöste, um sich mit der Geliebten zu vereinen — vor ihren Augen!

Mitten im Tanz riß sie sich von dem Burschen los. . . „Mir ist nicht recht wohl,“ stammelte sie mit einem hilflosen Blick; nur um das nicht ein zweitesmal empfinden zu müssen. Und der Bursch dankte „für die Gnod“ und geleitete sie wieder zum Herrn Pfarrer.

Sie verehrte den Lorowitzer Pfarrer, wie man einen Heiligen verehrt, der genau dort steht, wo man gewohnt ist,

die Heiligen zu sehen, und ab und zu sprach sie recht gerne mit ihm. Etwas „Gêne“ (Zwang) war zwar immer dabei. Er hatte so kluge Augen, dieser Cyrill Weiß! Augen, die einem durch und durch sahen; und so gar kein Verständnis für die jeweiligen Bedürfnisse einer vornehmen Dame. Da war ihr „der Gallenberg“ schon lieber, der tat wenigstens, als ob er nichts wisse oder merke, wenn er auch längst nicht mehr zu ihr kam. Aber in dem Lächeln des Lorowitzer lag zuweilen eine so beleidigende Nachsicht! Eine gleichsam philosophische Duldung. Und das fand sie roh. „Er ist halt doch ein Bauer!“ dachte sie. „Wenn er auch ein Heiliger ist!“ Aber, wie gesagt, sie plauschte ganz gerne mit ihm, und weil er außerdem ein guter Landwirt war, nie ohne Nutzen. Heute aber...

Kein Wort verstand sie, keinen Satz hörte sie zu Ende, wenn sie auch Mund und Augen aufriß und weiß Gott wie ehrerbietig tat. „Natürlich merkt er's,“ dachte sie; „er ist ja so klug!“ Aber sie konnte absolut keine Haltung gewinnen, lauschte immer hinter sich. Und als die Musikanten zu stimmen anfingen, schien der gute Cyrill Weiß vor ihren Augen plötzlich wie in einer Wolke zu versinken.

„Ihnen ist wohl recht heiß, Frau Gräfin?“ das hörte sie noch. Sah wie in einem Traum das fatale Lächeln des Heiligen, fühlte, daß sie vor dem ehrwürdigen Herrn einen recht ungeschickten Kniz machte. Dann lief ihr Blick wieder nur hinter dem einen her, der sie so gar nicht seh'n wollte, einer schwerfälligen Stallmagd zuliebe! Oder konnte die dralle Dirne dort etwas anderes sein? Wär' ihr nicht so unverständlich traurig ums Herz gewesen, sie hätte am liebsten gelacht, wahrhaftig!

„Mensch, kämmt's eine, Damenwahl is'!“ Ein „Kirrtagsknecht“ rief es, und die Geigen spielten es den Dirnen entgegen, die nach der Pause wieder gruppenweise unter die Hütte traten, während sich die Burschen ihnen gegenüber aufstellten, mit schmunzelndem Behagen eine Wahl erwartend, deren Ausgang jeder vorausjah.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

17

Die Meisterin.

Am nächsten Morgen war der Meister fort. „Verreißt!“ ging ein Gerücht, von dem niemand wußte, wer es zuerst aufgebracht hatte. „In einer wichtigen Geschäftssache verreißt!“

Aber keiner glaubte es recht.

Der Schuster, der allein ahnte, was vorgefallen sein mochte, hütete sich, irgend etwas verlauten zu lassen, wußte er doch nicht, wie weit seine Mithelferschaft bei der Fälschung verraten worden war.

Der Meister kam von der Geschäftsreise nicht wieder. Zahllose Gerüchte durchschwirrten die Dörfer, eines immer wilder als das andere. Die Frau hörte von allen, sie widersprach keinem, sie bestätigte keines. Mit starrer Gelassenheit nahm sie alle Verdächtigungen hin, ertrug sie jede Nachfrage, von wem sie auch kommen mochte. Nach und nach schloß alles Gerede ein und es setzte sich die Meinung fest: der Meister sei tot, in der Ferne gestorben. Nicht einmal zur Beerdigung hätte die Frau fahren können, weil es gar so weit war.

Eine mittelstamme Nachbarin, die Frau Rother diese Meinung der Leute hinterbrachte, fragte mitfühlend:

„Na gell, der Schnaps hat'n umgebracht!“

Die Meisterin zuckte die Achseln und ließ die Neugierige stehen.

Die Frau führte wie ehedem mit dem Altgesellen, der nun schon einige Jahre in der Rother'schen Werkstatt arbeitete, das Geschäft allein weiter. Sie mühte sich redlich und ließ es sich blutausen werden mit Schaffen und Erraffen; keine Stunde am Tage und kaum zum Essen gönnte sie sich Ruhe, und das Sparen verstand sie so vorzüglich, daß sie bald zu allen übrigen Nachbarn auch noch als geizig verschrien ward. Aber sie brachte es vorwärts. Die große Hypothek, die sie nach des Mannes Verschwinden hatte aufnehmen müssen, um den Schaden zu decken, den er angerichtet hatte, war bezahlt und ein gut Stücklein Geld zurückgelegt. Sie konnte sich's leichter machen jetzt, da der Paul auch ausgelernt war und das Geschäft führen konnte. Es war freilich ein Schlag für die Meisterin gewesen, als bald nach dem Freispruch des Sohnes der Altgeselle, der beinahe fünfzehn Jahre in ihrer Werkstatt gearbeitet und ihr durch die schwerste Zeit mit treuer Anhänglichkeit geholfen hatte, sich verheiratete und in Breslau selbständig machte, und sie hatte noch keinen Ersatz für ihn gefunden. Doch sie hatte viel gelernt in den schweren Jahren und wußte dem Paul gut zur Seite zu stehen.

Nach dem Meister aber fragte, von dem Meister redete niemand mehr, und wenn dennoch jemand einmal die Rede auf den Verschollenen brachte, zuckte jeder mann im Dorfe die Achseln.

Der Tischlermeister Heinrich Rother war aus der Liste der Lebendigen gestrichen.

6.

Paul kam in die Küche:

„'s is 'n Fachtbruder draußen, Mutter!“

„Er soll sich paden!“

„Gib'm halt 'ne Tasse Kaffee! Erbärmlich genug sieht er aus!“

„Nischt gibts!“

Verwundert sah der Bursche auf die Mutter: War die hart jetzt! Immer hatten die Bettler etwas bekommen von ihr, so daß es ihm selber manchmal zubielt war, wenn das Gelaufe der Fachtbrüder gar nicht aufhören wollte. Nie freilich gab sie ihnen Geld, immer nur Essen. Der Kaffee topf in der Ofenröhre war nie leer, und am Küchenrahmen hing ein Tassentopf, der eigens für die ansprechenden Handwerksburschen bestimmt war. Es hatte die Mutter auch nie irremachen können, wenn einer die Brotschnitte, die sie ihm gegeben, auf dem Holzstoß im Hofe oder sonstwo wieder hingelegt hatte, weil ihm nur an Geld, nicht an Brot gelegen war. Wie oft hatte er nach solchen Erfahrungen gebrummt, sie aber war nicht zu kurzieren gewesen. Und nun auf einmal seit einiger Zeit diese Härte!

„Hab halt a bissel Mitleid mit ihm!“ versuchte er es noch einmal.

„Mitleid!“

Sie lachte hart, als wenn dieses Wort ein besonderer Spaß wäre.

„Mit seinem Mitleid macht man sich selber od' bloß elend! Wer hat denn mit uns Mitleid, hä? Wir sollens od' immer bloß mit andern haben!“

Der Paul lachte:

„Gott sei Dank, Mutter, wir brauchens ju auch nich! Uns geht's gut!“

Da sah sie ihn mit einem merkwürdigen Blick an, den er noch nie an ihm gesehen hatte. Wie ein Hilfeschrei war dieser Blick; aber das kam ihm nicht zum Bewußtsein.

„Jeder Mensch braucht Mitleid,“ sagte sie. „So gut geht's keinem, daß ers nicht brauchen tät!“

Während Paul mit dem Vorschein die Küche verließ, dem Allen draußen einen Pfennig in die Hand zu drücken, sann die Frau finster vor sich hin.

Wars nicht immer so gewesen: so oft ihr Herz weich und nachgiebig gewesen war, hatte sie es büßen müssen! Mitleid hatte ihr nur immer noch schwerere Lasten aufgebald. So bei ihrem Mann, an dem sie und der Paul mit ihrem Mitleid fast zugrunde gegangen wäre, so jetzt wieder beim Joseph. Hätte der Bursche ihr nicht so leid getan, als er an jenem Regentage durchnäht und verfröhen, ein einziges Elend vom Kopf bis zu den Fehen, im Hausflur stand, sie wäre nicht in die neue Not geraten. Hart muß man sein, dachte sie, hart! Nur an sich selber muß man denken!

„Nee, 's gibt nischt!“ stieß sie scharf hervor, als wenn der Paul noch in der Küche stände und aufs neue ihr Mitleid aufgerufen hätte.

Der Bettler aber war mit der Gabe des Burschen schon längst fort.

So legte die Schwergeprüfte einen neuen Eisenpanzer um ihr Herz, damit es nicht wieder ausräche und alles, was sie in Not und Qual aufgebaut hatte im Leben, in Gefahr bringe.

Ohne daß sie in ihrem Sinne besondere Notiz davon genommen hätte, war der Joseph in die Küche gekommen. Er strich heute, am Sonntag, schon den ganzen Vormittag um sie herum, als wenn er etwas auf dem Herzen hätte und sich nicht zu sagen getraute.

Nun hatte er auf der Fensterbank und fing, während er in den grauen Novembertag hinausah, ein Pödel zu pfeifen an.

Das machte die Meisterin aufmerksam.

„Was hats denn?“ fragte sie herumsahrend.

„Nischt, ich hab nischt gesagt!“

„'s war mir sol!“

Der Joseph hatte seine freundliche Larve vorgesteckt, seine Augen aber blickten boshaft darunter hervor.

„Aber ich hätt' amal was zu fragen!“

„'s hat Euch niemand 's Maul verboten!“

„Man weiß halt nie wie man ankommt bei der Frau Meisterin.“

„Wenn Ihr asu mäht, wirds schon was Aares sein, was Ihr wollt!“

„Ich hätt' der Frau Meistern eine Bitte auszurichten!“

„Da bittet doch! Mäht nich' asu ewig!“

Die Ungebuld war nur im Sinn ihrer Worte, nicht auch im Ton oder in den Gebärden. Mit keiner Miene verriet sie, daß sie wußte: nun beginnt der Kampf, der letzte, der entscheidende, der das Fazit Deines Lebens bringt.

Der Joseph sprang vom Fensterstuh herab und strich durch die Küche näher zu ihr heran.

„Für mich hab ich nischt zu bitten!“

„Für wen denn?“

Er antwortete nicht gleich auf ihre Frage, so daß sie, während sie den Teig zu den Sonntagslöwen in der Schüssel weiter knetete, nach ihm sich umwenden mußte.

Da sah sie seinen grünlich glimmernden Blick, der auf dieses Sichwenden schon gewartet zu haben schien, fest auf sich gerichtet. Sie hielt ihm stand, auch als die Antwort kam:

„Galt für Ihren Mann!“

„Ich habe keinen Mann!“

Sie hatte sich wieder ihrer Arbeit zugewandt und strich sich, nachdem sie die Hände mit Mehl bestäubt, die dicken Teigklumpen von den Fingern,

„Aber Sie hatten einen!“
 „Das weiß jedes Kind im Dorfe.“

„Nu, und der is wieder da!“

„Ich hab nichts mehr mit ihm zu schaffen!“

„Aber er is im Elend, er is krank, verkrümpt, verkommen! Er wirb sich mehr lange machen. Od a Pläfel möcht a haben, meint er, wo er ruhig sterben könnte!“

Dem Joseph war das Schicksal des alten Meisters wirklich zu Herzen gegangen, und so vermochte er, einen echten, warmen Ton in seine Worte zu legen, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlten.

Die Meisterin hatte sich von ihm abgewandt; totenbläß war sie geworden, und die Finger, die immer noch gegeneinander rieben, obgleich längst schon kein Krümchen Teig mehr daran klebte, zitterten ihr heftig.

Sie fühlte, daß der Joseph die Wahrheit sagte, und in ihrem Herzen wühlte auf's neue der grausame Schmerz, der vor zwölf Jahren schon sie fast um die Besinnung gebracht, als sie ihren Mann hatte hinausjagen müssen in das Elend und in die Heimatlosigkeit der Bagabunden.

Der Eisenpanzer, den sie sich vor einer Stunde erst neu ums Herz gelegt hatte, damit es nicht wieder ausbräche, und alles, was sie in blutiger Not mühsam sich aufgebaut hatte im Leben wieder in Gefahr brächte, war durchschlagen von einem einzigen Wort. Zum Tode verwundet, mit blutendem Herzen wußte sie nicht aus noch ein in namenloser Qual.

Wie aus weiter Ferne klang ihr durch die dumpfe Besinnungslosigkeit ihres Schmerzes ins Ohr, was der Joseph noch wußte und weiter rebete:

„Seinen Jungen möcht a noch amal sehn, meint er, seinen Pause, ehnder könnt er nich sterben. Noch amal wieder haben möcht er'n, eh' er in die Grube fahren müßt. Ob Sie'n nich a Pläfel gönnen wollten in seinem eigenen Hause, od a Kleenes Pläfel in einer Bodenkammer, einen Biß'n Brot und 'n Lopp warmen Kaffee, daß er od nich gerade hungern müßt, die paar Tage, die er noch zu leben hat. Er wollt Ihnen ja auch ganz gewiß nich vor Augen kommen, gar nich zu sehn kriegen sollten Sie ihn, meint er!“

(Fortsetzung folgt.)

23. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Karlsruhe, den 25. September 1911.

Die deutsche Naturforscherversammlung, die älteste und angesehenste wissenschaftliche Wanderversammlung — heuer in Karlsruhe — gliedert sich in zwei Hauptgruppen, die medizinische und die naturwissenschaftliche, die wiederum in insgesamt 33 Abteilungen zerfallen, in welchen 400—500 wissenschaftliche Vorträge gehalten werden. Neben diesen Abteilungsitzungen finden gemeinschaftliche Sitzungen sowie allgemeine Versammlungen statt, in welchen durch populäre Vorträge dem Bedürfnis weiter Kreise, in engem, lebendigem Zusammenhange mit den Fortschritten der Wissenschaft zu bleiben, Rechnung getragen wird.

Den ersten Vortrag über:

Die Ostafrikanischen Dinosaurier (Schreckenosaurier) hielt Prof. Fraas-Stuttgart. Die Paläontologie (Versteinerrungslehre), führte er aus, ist bereits so weit vorgeschritten, daß sie wenigstens in großen Zügen den Werdegang und die Entwicklung der Wirbeltiere überblickt, und mit Sicherheit können wir sagen, daß auch das zoologische Schema dem geologischen Gange sich anschließt, d. h. daß die von uns als niedere Wirbeltiere aufgeführten Ordnungen wie die Fische zuerst auftreten, dann folgen die Amphibien und Reptilien, und als Schlußglieder erst haben wir die Vögel und Säugetiere. Während diese den Höhepunkt ihrer Entwicklung erst in der Gegenwart erreichen, ist er bei den Reptilien längst überschritten. Die Reptilien oder Saurier standen in der Mesozoischen Periode an der Spitze der Tierwelt, die Warmblüter waren damals noch so klein und selten, daß sie im Haushalt der Natur keine Rolle spielten; aber die Saurier entfalteten sich formenreich und groß und übten ihre Herrschaft nicht nur auf dem Lande aus, sondern auch im Wasser und in der Luft. Erst mit dem Abflauen des heißen Klimas am Schlusse der Kreidezeit sind sie ausgestorben und unter ihnen sind die Dinosaurier oder Schreckenosaurier eine der formenreichsten und interessantesten Gruppen. Ihren Namen verdanken sie ihrer abenteuerlichen Gestalt wie ihrer erstaunlichen und schreckhaften Größe. Zwar gibt es unter ihnen auch kleine Tiere von nur 1/2 Meter Länge; aber auch solche von 20—30 Meter Länge und riesiger Höhe kommen vor, die man nicht mit Unrecht als wandelnde Berge bezeichnet hat. — Der Vortragende schildert anschaulich die Schwierigkeiten der Bergung und Präparierung solcher Reste, die es begreiflich erscheinen lassen, daß der Wert eines vollständigen in einem Museum aufgestellten Exemplares sich in die Tausende von Mark beläuft, namentlich wenn die Reste aus den unwirtlichen Gegenden Ost-Afrikas in zivilisierte Länder gebracht werden müssen. Auf einer Reise nach Deutsch-Ostafrika erhielt Fraas Kunde von Knochenresten am Berge Ijendagurn im Süden der

Kolonie. Tatsächlich fand er dort Knochen von Dinosauriern, welche noch die größten der uns Bekannten in Nord-Amerika aufgefundenen in den Schatten stellten. Von der Museumsverwaltung und der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ist dann eine Expedition zur Ausbeutung dieses großen Dinosaurier-Kirchhofes ausgerüstet worden, die nunmehr bereits im dritten Jahre mit großem Erfolge für das Berliner Museum tätig ist. Am Ijendagurn hat sich ein ganzes Lagerdorf angegliedert, und ununterbrochen sind die schwarzen Trägerkolonnen mit den ausgegrabenen Resten nach der Küste unterwegs. Wo noch vor 4 Jahren unter Fraas Leitung die ersten Saurierknochen durch den Urwald geschleppt wurden, sind jetzt nach afrikanischem Begriff gute Straßen ausgetreten, und das damals noch von Elefanten, Löwen und Leoparden bewohnte Gebiet ist in den Bereich europäischer Kultur einbezogen.

Sodann erhält das Wort Prof. Engler-Karlsruhe zu dem Vortrag:

Zerfallsprodukte in der Natur.

In der organischen Substanz der Lebewelt nimmt der Kohlenstoff eine ganz besondere Stellung ein. Seiner staunenswerten Kombinationsfähigkeit, sich mit andersartigen sowie mit eigenen Atomen zu Tausenden der verschiedenartigsten Verbindungen zu vereinigen, verdankt die lebendige organische Substanz ihre wunderbare Gestaltung. Sein Kreislauf bietet deshalb besonderes Interesse. Aus der Kohlensäure der Luft gelangt er in die Pflanzen und bildet dort mit anderen Elementen die Pflanzensubstanz: Stärkemehl, Zellstoff, Zucker, Eiweiß usw., wobei zugleich die Energie der Sonnenstrahlung als chemische Energie aufgenommen wird. Wir können daher die Pflanzen geradezu als Akkumulatoren aufgespeicherter organischer Substanz, beladen mit aufgespeicherter Sonnenenergie ansehen. Mit dem Absterben einzelner Teile beginnt der Abbau, der größtenteils durch Verwesung erfolgt, wobei unter der Mitwirkung des Sauerstoffes der Luft als Endprodukte des Prozesses, der als langsame Verbrennung aufzufassen ist, wieder Kohlensäure und Wasser, die Ausgangsmaterialien, gebildet werden. — Auf einem zweiten Wege wird die Pflanzensubstanz abgebaut, indem sie der Tierwelt als Nahrungsmittel dient. Auch dabei findet im wesentlichen eine langsame Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser statt. — Eine sowohl wissenschaftlich als für die Gestaltung des gesamten heutigen Kulturlebens wichtige dritte Art des Abbaus oder Zerfalls organischer Lebewelt haben wir in der Bildung von Kohle und Erdöl. Beides sind Reste, die zu ihrer vollständigen Zersetzung durch Verwesung nicht die notwendige Sauerstoffmenge gefunden haben, so daß statt der Verwesung nur ein Fäulnisprozeß eintrat und kohlenstoffreiche Dauerreste als Kohle oder kohlenwasserstoffreiche Dauerreste als Bitumen oder Erdöl zurückblieben. In der Kohle ist daher die Sonnenenergie früherer Jahrtausende aufgespeichert und durch ihre Verbrennung liefert sie die vornehmste Kraftquelle unserer Industrie. Daher sind die Kohlenvorräte eines Landes die Grundlage für seine industrielle Weiterentwicklung. Der Gesamtkohlenvorrat Europas wird auf 700 Milliarden Tonnen geschätzt, wovon auf Deutschland 416, auf Großbritannien 193 entfallen. Noch reicher sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas mit Kohlen begünstet, deren Vorrat auf 800 Milliarden Tonnen geschätzt wird. Bei der gegenwärtigen Förderung, 1100 Millionen Tonnen im Jahre, würden die Kohlen im Deutschen Reich noch auf 3000 Jahre, in Großbritannien auf 700, in Nordamerika auf 1700 Jahre reichen. Hoffentlich wird es gelingen, den geringen Ruhezustand der Verbrennung der Kohle in der Dampfmaschine von nur 15 Proz. erheblich zu steigern, um der Kohlenverschwendung zu steuern. Immerhin kommt der Tag, an welchem der jetzt noch gewaltige Kohlenvorrat verbraucht sein wird, und wenn bis dahin kein Ersatz für industrielle Zwecke gefunden ist, wird eine ganz andere Verteilung des industriellen Lebens die notwendige Folge sein, und vielleicht kommen dann die alten Kulturländer Asiens, die die Hälfte der gesamten Wasserkräfte der Erde besitzen, wieder zu ihrem historischen Recht. Doch wer will sagen, ob es dem menschlichen Geist bis dahin nicht gelungen ist, neue Wege einer direkteren Verwendung der Sonnenenergie oder neue Kraftquellen aufzufinden?

Neben der Kohle bildet das Erdöl einen Vorrat von Restsubstanz organischen Lebens. Im Gegensatz zu jener werden als Ursprungsmaterial des Erdöls allgemein die flüssigen und festen Fette sowie die Masse tierischer und pflanzlicher Lebewesen angenommen. Es ist gelungen, durch Erhitzen im geschlossenen Rohr unter starkem Druck tierische und pflanzliche Fette direkt in künstliches Erdöl umzuwandeln, so daß also wohl auch in der Natur die gleiche Umwandlung in fast unendlich langen Zeiten bei erheblich niedrigerer Temperatur vor sich geht.

Der jetzt noch vorhandene Vorrat von Erdöl ist noch nicht sachgemäß eingeschätzt worden. Engler schätzt ihn auf rund 5 Milliarden Tonnen, die noch für etwa 100 Jahre vorhalten dürften.

Wie bei der Verbrennung der Kohle, so wird auch in der Flamme der Petroleumlampe im Grunde Sonnenlicht und Sonnenwärme, die vor Tausenden und Millionen von Jahren zur Erde herübergetragen sind, für uns nutzbar gemacht. Das legt uns die Frage nach der Quelle der Sonnenenergie selbst nahe. Nach den neuesten Auffassungen scheint sie zum größten Teil aus der Umwandlung des Radiums zu stammen, so daß also unser ganzes Erdenleben die Möglichkeit seiner Existenz und Erhaltung einem „Zerfallsprozeß“ verdankt.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Wie entstand das „Junge Deutschland“? Selten hat ein Name in der Entwicklung der deutschen Literatur eine so gewaltige Rolle gespielt wie der des „Jungen Deutschland“. Er war das weithin leuchtende rote Banner, unter dem die Schriftsteller zu Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in den Kampf gegen eine veraltete Kultur und veraltete Aesthetik zogen; er wurde zugleich das Schicksal dieser neuen Dichtergeneration, die sich mit dieser Bezeichnung in Gegensatz zu der bestehenden Ordnung stellte und der härtesten Verfolgung durch die Regierung unterlag. So ward das „Junge Deutschland“ zu einem Schlagwort, das mehr war als „Schall und Rauch“, das von den folgenschwersten Wirkungen begleitet wurde. In seinen tiefgründigen Studien zur Geschichte der damaligen Literaturbewegung, die Dr. H. H. Houben soeben unter dem Titel „Jungdeutscher Sturm und Drang“ veröffentlicht, gibt der Gelehrte eine genaue Entstehungsgeschichte des bedeutsamen Namens und verfolgt seine Entwicklung und Einbürgerung, die mit dem inneren Schicksal der Dichtergeneration von 1830 in innigstem Zusammenhang steht. Nach den Forschungen Houbens ist es Laube gewesen, der den Namen geprägt hat, nicht wie man bisher annahm, Guxflow oder Wienbarg. In einem bisher unveröffentlichten Briefe an seinen Freund Max von Dör, den „Fährnißpistol“, wie er ihn nannte, schreibt Laube: „Jetzt edier ich eine große Novelle „Notre jeune Allemagne“ (Unser Jungdeutschland), wo unser Verein, natürlich potenziert in den Individuen, die Grundrisse der Personen liefert. Sie beginnt eine soziale Revolution und ist erste Abtheilung.“ „Notre jeune Allemagne“ schreibt Laube da so leicht hin, als wenn es sich um eine alltägliche Redensart handelte; und doch war damit zum ersten Male ein Ausdruck für die neue schriftstellerische Bewegung geprägt, der von verhängnisvollster Bedeutung werden sollte. Der Name hatte nämlich damals bereits einen bestimmten politischen Klang und erhielt so, auf die Literatur angewandt, eine besondere staatsgefährliche Bedeutung. Kurz vorher hatte der italienische Revolutionär Giuseppe Mazzini die Propaganda für einen politischen Geheimbund eröffnet, der den Namen „Das junge Europa“ führte und in allen Ländern den Gedanken des Umsturzes verbreiten sollte. Eine Abtheilung dieser großen Organisation war 1833 unter dem Titel „Das junge Deutschland“ ins Leben getreten, tagte in der Schweiz und wurde polizeilich scharf beobachtet, wie die umfangreichen Bundestagsprotokolle und Berichte der Gesandten und Spione beweisen. Man hat früher angenommen, daß die jungdeutschen Schriftsteller unabhängig von diesem revolutionären Vorbilde den Namen gewählt hätten und daß die Behörden diese Literaturvereinigung mit dem Mazzinischen Geheimbunde verwechselten hätten. Houben verweist auf Grund seiner archivalischen Studien diese Annahme in das Reich der Fabel. Der Name der Mazzinischen Organisation ist sicherlich das Vorbild für die Benennung gewesen, die die deutschen Schriftsteller sich zulezten; das geht schon daraus hervor, daß dieser auf die Literatur bezogene Ausdruck zunächst ausnahmslos in der französischen oder italienischen Fassung auftritt. Laube sowohl wie Guxflow sprechen nicht sogleich von einem „Jungen Deutschland“, sondern von „La jeune Allemagne“ oder „Giovine Germania“. Laube gab seiner Novelle, die er in dem Brief an v. Dör erwähnt, später den Namen „Das junge Europa“. Aber die Parallelisierung der deutschen Literaturbewegung mit dem Geheimbund Mazzinis wurzelte fest in seinen Gedanken, und so ist denn die Redaktionsstube der „Zeitung für die elegante Welt“, in der Laube damals herrschte, der Geburtsort des so wichtigen Namens geworden. Freilich die Geltung als Schlagwort erhielt die Bezeichnung nicht durch Laube, sondern durch den eigentlichen Vater des Jungen Deutschland, durch Ludwig Wienbarg. Dieser widmete seine „Aesthetischen Feldzüge“, die in flammenden Worten das Programm des neuen Dichtergeschlechtes predigten, dem „Jungen Deutschland“, „nicht dem alten“. So „sticht“ er, wie er selbst sagt, diese Widmung auf die Fahne der jungen Literatur. Die kulturelle und literarische Erhebung der Generation von 1834 war also unter dieses gefährliche Motto gestellt, und ihre Gegner veräumten nicht, auf den staatsgefährlichen Beiklang dieses „Ekelnamens“ hinzuweisen. Der Demoniant Wolfgang Menzel, der die Verfolgung der jungen Dichter unter Verbot ihrer Schriften durch die Regierung veranlaßte, wies in seinen anlagenden Aufsätzen immerfort auf diesen Namen hin, wobei er zwischen „Junges Deutschland“ und „Jeune Allemagne“ abwechselte. Er kennzeichnete die Träger dieses „vielversprechenden“ Namens als Mitglieder einer „vaterlandsverräterischen, gottlosen, unfruchtlichen Partei“ und trug so viel dazu bei, daß die Regierung wirklich das literarische „Junge Deutschland“ mit dem revolutionären Geheimbund in eine gewisse Beziehung brachte und bei ihm ähnliche Tendenzen vermutete. So ist denn der Name „das junge Deutschland“ in einem gewissen Sinne zum Schicksal der neuen Stürmer und Dränger geworden, das ihr Aufkommen eine Zeitlang fast unmöglich machte, dann aber zu ihrem Ehrentitel, unter dem sie in die Unsterblichkeit eingingen.

Kunst.

Ueber moderne Fabrikbauten schreibt Paul Westheim im Septemberheft der „Welt des Kaufmanns“ (Verlag von Berantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Georg D. W. Callwey, München): Um den modernen Fabrikbau ist es eine eigene Sache. Die proletarische Arbeitskaserne, wie sie im Thüringischen um Gotha oder Erfurt üblich ist, scheint ja allmählich zu verschwinden. Eine rege und rührige Agitation der Landschafts- und Naturschützer hat sogar Fabrikantenherzen erweicht. Schließlich muß aber doch die Tendenz, in die der Fabrikbau mehr und mehr hineingleitet, recht fragwürdig erscheinen. Man glaubt Heimatlust zu machen, indem man eine Spinnerei, eine Weberei, eine Gießerei oder eine Papierfabrik wie die Lemmen eines Nittergutes hinlagert. Man scheint sich nicht, Zweck, Eigenart, Charakter eines industriellen Betriebes zu bergewaltigen, um dem Oberlehrerdogma zu genügen. Wo die Räder laufen, die Treibriemen surren, die Hämmer schlagen, die Schöte rauchen, ist diese Scheunenromantik“ wahrlich nicht weniger operettenhaft als die Autogarage, die wie ein Schweineföber eingedeckt wird. Sogar Architekten von gutem Ruf machen freiwillig oder gezwungen diese Theatererei mit. Es ist nämlich auch ein Zwang dabei, nachdem in verschiedenen Bundesstaaten Ministerialverordnungen, die den Bauherrn beraten sollten, in Wirklichkeit aber den schöpferischen Architekten knebeln, losgelassen wurden. (Dann hätten behördliche Tabulaturen auch eine andere Wirkung geübt?) Man fahre nur einmal im Württembergischen herum, wo in kleinen und feinen Nestern Industrieanlagen entstanden sind, die zwar das Landschaftsbild nicht stören, aber etwas Neues, höchst Unappetitliches hineinbringen, nämlich die Verlogenheit.

Wohlvorstanden, diese häuerischen Industriebauten sind tausendmal besser, als die ungeschlachten Kästen von gestern und vorgestern. Aber sie bedeuten im höheren Sinne keinen Fortschritt. Das Epos der modernen Arbeit, das von rüstigen Säulen, von Werkzeugmaschinen, vom Wasserdampf und elektrischen Strom täglich angestimmt wird, hat in ihnen keinerlei architektonische Form gefunden.

In Berlin, wo man mit weniger Sentimentalität an die Erledigung solcher Aufgaben geht, hat die A. E. G. von Peter Behrens eine Turbinenhalle bekommen, die sich als modernes, ganz modernes Ingenieurwerk bietet. Wehrens wurde auch hier von seinem Instinkt für affigienartig schlagende Formwirkung nicht verlassen. Das Konstruktive, Ingenieurhafte hat in der Tat jauchenden Schwung, nervenprädelnde Elastizität. Aber wo der Architekt einsetzt, wo dem Gerippe das hüllende Fleisch erstehen soll, da zeigt sich ein fremder, ein antiker Klang, der nicht mehr reslos befriedigt.

Ein anderes Turbinenhaus, das schon in seinen Dimensionen keineswegs mit der A. E. G.-Anlage gemessen werden kann, hat Bruno Laut für Harford u. Sohn in Wetter errichtet. Der Steinhau, der sich da in der Ruhr spiegelt, hat eine prachtvolle, eine vorbildliche Anständigkeit. Verweist man noch auf ein paar Fabriken des Breslauer Poelzig, auf die kollette Anlage der Henckelschen Seltellereien von Bonatz, erinnert man an den Dresdener Erlwein, oder an den verblüffend frischen und charaktervollen Bau der Bremer Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft von H. Wagner, so ist nicht alles Tüchtige, doch alles, was in die Zukunft weist, aufgezählt.

Verkehrswesen.

Schiffspositionsbestimmung durch drahtlose Telegraphie und Schallsignale. Neuerdings ist es gelungen, mit Hilfe von Schallsignalen und der drahtlosen Telegraphie den momentanen Standort eines Schiffes, von diesem selbst aus, zu bestimmen. Vor allen Dingen hat dieses Verfahren den Vorzug, auch bei dichtem Nebel angewendet werden zu können, wenn jeder Ausblick unmöglich ist. Die Positionsbestimmung baut sich auf folgender Grundlage auf: Herzliche Wellen legen in einer Sekunde 186 300 Meilen zurück. Der Schall pflügt sich mit 342,5 Metern pro Sekunde in der Luft (bei normaler Witterung) und mit 1400,35 Metern im Seewasser fortzubewegen. Wenn nun ein Leuchtturm oder Turm Schallsignale gleichzeitig mit funktentelegraphischen Signalen abgibt, so ist es möglich, die Distanz vom Leuchtturm durch Beobachtung des Zeitintervalles, mit welchem beide Signale das Schiff erreichen, durch Berechnung festzustellen.

Um nun die Position des Schiffes zu bestimmen, bedient man sich eines ganz einfachen Apparates, der aus drei Staken besteht. Alle drei Staken sind nach dem Maßstab der Seefarte in Seemeilen eingeteilt; Staka A—B wird nun in der Fahrtrichtung auf die Seefarte aufgelegt, während an der Staka C—D die durch die oben erwähnte Berechnung gefundene Entfernung vom Leuchtturm eingestellt wird. Nachdem das Schiff eine bestimmte Entfernung zurückgelegt hat, wird abermals die Differenz beobachtet, mit der die Schall- und Funken Signale das Schiff erreichen. Die sich hieraus ergebende Entfernung wird auf der dritten Staka E—F eingestellt, nachdem diese Staka auf A—B in der zurückgelegten Entfernung angelegt wurde. C—D und E—F werden darauf so zusammengelegt, daß sie sich in den eingestellten Entfernungspunkten schneiden, also zu einem Winkel zusammenlaufen. Der Schnittpunkt beider Staken muß dann auf der Seefarte so aufgelegt werden, daß er mit dem signalgebenden Leuchtturm zusammenfällt; wird dann A—B genau in die Fahrtrichtung gebracht, so kann die Position des Schiffes sofort von der Karte abgelesen werden.